

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

7. 24

Sonntag den 9. Juli

1916

## Irrwege der Liebe.

Roman von G. Grabowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Grüß dich Gott, Vater!“ Unbefangen küßte Rose ihm Sand und Mund, obwohl sie kein ganz gutes Gewissen hatte. Ein Blick auf den Frühstückstisch sagte es ihr, daß sie sich veripäpät hatte.

Er wehrte ihre Zärtlichkeit verdrießlich ab.

Da entschuldigte sie sich zaghaft:

„Verzeih, daß ich so spät komme, Vater!“

Er brummte ein paar Worte vor sich hin, die sie nicht verstand.

Sie setzte sich möglichst weit von ihm weg, goß sich von dem kaltgewordenen Kornkaffee eine Tasse ein, schnitt sich eine tüchtige Brotschnitte ab und überlegte, ob sie Honig, Marmelade oder Butter darauf streichen sollte. Schließlich nahm sie Butter, Honig und Marmelade, biß mit den gesunden Zähnen in die saftige Schnitte und hatte über der Lust am Essen die brummige Laune des Vaters nicht weiter beachtet.

Da traf sie seine knarrende Stimme:

„Nett schaust du aus . . . die Schuhe . . . und das Kleid, wie aus dem Müllkasten gezogen! Meinst du, ich stampfe das Geld aus der Erde!“

Rose sah verlegen in die spitzen Augen des Vaters:

„Ich war mit Joseph in der Eulenhütte. Die Wiese war noch naß.“

„Soso,“ schrie der Alte, die Arme auf den Tisch stützend und Rose scharf musternd.

„Das ist dann freilich kein Kunststück! Wissen möcht' ich, was du in der Vogelhütte zu suchen hast! Ihr Frauenzimmer gehört an den Kochtopf. Verstanden!“

Sie hielt sich die Ohren zu.

„Ich bin kein Frauenzimmer!“

Seine Augen funkelten zornig auf:

„Ei, sie einmal, ich soll mein Töchterlein vielleicht erst fragen, welche Ausdrucksweise ihm am besten paßt! Ja, unsere Zeit ist weit vorgeschritten. Die Kluden sind klüger als die Hennen. Aber mir kommt man nicht mit solchen Faren.“

Rose rückte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. Das Thema gefiel ihr nicht, es war ihr zu bekannt und recht langweilig.

Sie nahm ein paar Schlucke von dem kalten Kaffee und sann darüber nach, wie sie den Vater auf andere Gedanken bringen könne. Mit einem schielenden Blick nach ihm fing sie endlich an:

„Wir haben den neuen Besitzer von Wambhof gesehen. Er ist durch den Wald geritten. Nobel sah er aus, und das Pferd . . . du hättest deine Freude daran gehabt.“

Die Augen des Forstmeisters weiteten sich, als habe er eine besondere angenehme Neuigkeit erfahren:

„So, so . . .“ meinte er, und trommelte mit harten Fingern auf der eichenen Tischplatte, „so . . . so . . .“

Der neue Gutsherr beschäftigte seine Gedanken sehr. Für die Umgebung war Wambhof bisher wirtschaftlich ein toter Punkt gewesen. Ein alter Junggeselle hatte hier ein einsames Leben geführt. Nun war er tot, sein Erbe noch jung. Unter richtiger Verwaltung konnte das Gut zum Segen werden für das Landvolf des Kreises, das arm war. Aber das nur nebenbei. Die Sache

ging ihn viel persönlicher an.

Er warf ein Blick auf Rose, einen stillen, prüfenden Blick. Dann kramte er in den Taschen seines Schlafrodes, von dem die Sage ging, er sei aus dem Brautkleide der jelligen Peppi geschneidert worden. Die Sage ging hart an der Wahrheit vorbei: Nicht das Brautkleid seines Weibes hatte den Stoff zum Schlafrod hergegeben, sondern das seiner Mutter. Er belaf die Vorzüge der alten guten Zeit: Echtheit und Dauerhaftigkeit.

Aus diesem ehrwürdigen Kleidungsstück holte er jetzt den Tabaksbeutel hervor, der braun und abgenutzt aussah.

Bedächtig stopfte er die Pfeife, steckte sie mittels Schwamm und Zunder an.

Bald zogen graue Wölkchen um sein verwitertes Gesicht. Nachdenklich sah er den ziehenden Wollen nach, die vergeblich einen Ausweg suchend, an der gewölbten Decke hängen blieben.

Rose hatte den kalten Kaffee ausgetrunken. Gelangweilt sah sie im Zimmer herum, während ihre Füße im Latte hin und her gingen. Sie brummte dazu den Vers eines Liedchens, das in dieser Gegend noch neu war:

„Und wenn 's ihn grandig macht,  
Frißt er's z'samm auf d' Nacht.  
So ein Kongoneger hat's halt gut.“

Der alte Karsten warf ihr einen Blick zu, der sie sofort verstummen ließ. Auf ihrem Gesicht malte sich deutlich die Ungemütlichkeit dieser Stunde, die sie nur schwer ertrug. Sachte erhob sie sich, sachte strich sie an der Längsseite des großen Esstisches vorbei, der Zimmertür zu. Aber sie hatte sich verrechnet. Der Vater rief sie zurück:

„Kannst nicht eine Viertelstunde ruhig sitzen? Allotria treiben in aller Gottesruh' ist freilich netter — was? Kleider und Schuhe verderben, die ein anderer bezahlt und dich von einem so geschmiegelten Sigen übers Wasser tragen lassen, das paßt dir! Aber . . .“

„Der Joseph hat mich doch übers Wasser getragen!“ rief Rose erstaunt.

„Nun ja — der Joseph; freilich der Joseph, wer denn noch sonst? Das könnte ja recht nett werden! Der Joseph — daß

du's weißt, eure Vertraulichkeit paßt mir schon lange nicht mehr. Du bist kein Kind mehr, wenn du dich auch noch so kindisch benimmst! Ich denke, es wäre Zeit für dich, etwas anderes zu



Lieutenant Radow,

der Eroberer der Feste Baur, wurde von S. M. dem Kaiser mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet.

„Der Joseph hat mich doch übers Wasser getragen!“ rief Rose erstaunt.

„Nun ja — der Joseph; freilich der Joseph, wer denn noch sonst? Das könnte ja recht nett werden! Der Joseph — daß

du's weißt, eure Vertraulichkeit paßt mir schon lange nicht mehr. Du bist kein Kind mehr, wenn du dich auch noch so kindisch benimmst! Ich denke, es wäre Zeit für dich, etwas anderes zu



Die selbige Peppi . . . so, sie hatte einen langen Brautband gehabt, aber war sie nicht immer noch zu früh die Ehe mit dem würdevollen Manne eingegangen? Sie erinnerte sich jener Jahre, die sie im Hause der Schwägerin verlebte, erinnerte sich, wie peinlich ihr es war, wenn Rudolf nach jedem stückigen die Sonntagsschube der Schwägerin verschloß, damit sie nicht etwa am gewöhnlichen Wochentage trage, wie er die Sohlen mit Leinöl einreiben ließ, damit sie recht lange hielten. Das geschah unter seiner speziellen Aufsicht und dann blieb der Vortrag nicht aus: „Schmieren müßt ihr das Schuhzeug . . . immer schmieren . . . das ist das Geheimnis der Langlebigkeit guten Schuhwerks!“

Die arme Peppi . . . viel heimliche Tränen hatte sie am Herzen der Josepha geweint. Langsam war ihr das Glück zerbrockelt, das sie zu halten wähnte, als sie dem geliebten Manne endlich an den Traualtar folgen konnte. Die Peppi . . . die hätte sie recht gut ausvielen können gegen den harten Sinn des Bruders. Aber sie griff die rostigen Waffen nicht auf, sondern sagte nur leise und bittend:

„Die Rose ist ja noch so jung.“  
 „Was, jung . . .“ fuhr der Forstmeister auf, und wandte sich so rasch nach Josepha um, daß die Schöße seines Schlafrocks wie bunte Flügel um ihn flatterten.  
 „Jung — meinst du vielleicht, sie soll so lange warten, bis sie grau wird, bis ich die Augen schließe, damit ihr das sauer erworbene Geld nach Weiberart verschleudern könnt! Nein, meine Liebe — daraus wird nichts. Ich will wissen, in wessen Hände mein Geld kommt!“

In seinen Augen glimmte die Sorge um das Schicksal seines Besitzes. Er fuhr ein parmal über seinen kahlen Schädel, auf dem der Schweiß in dicken Tropfen stand, raffte seinen Schlafrock zusammen und begann seine Wanderung von neuem.

Josepha war in den Stuhl gesunken, der am Fenster stand, die Hände lässig im Schoße, den müden Blick gesenkt haltend. Es entschwand ihr da ein schöner Traum . . .

Der Forstmeister war endlich wieder stehen geblieben, steckte seine erkaltete Pfeife in Brand und fing wieder an:

„Du denkst, ich kenne deine Pläne nicht, habe es nicht bemerkt, wie der Hase läuft? Ein für allemal, laß es dir gesagt sein: der Sohn eines Duellanten wird nie mein Schwiegerohn, auch dann nicht, wenn er bis zu den Ohren im Golde säße.“

Josepha lachte bitter auf: „Wer weiß! Vielleicht wäre dies doch ein Milderungsgrund. Aber sage selbst, was kann der Vursche für seines Vaters Sünde?“

Der Forstmeister sah mit ernster Miene auf sie herab:

„Die Sünde der Väter rächt sich an Kind und Kindeskindern!“ rief er, „wir haben kein Recht, dem Gottesgericht in den Arm zu fallen.“

„Die Mahnung solltest du zuerst berücksichtigen,“ erwiderte Josepha vorwurfsvoll. „Es kann leicht sein, daß du dein Kind dem goldenen Kalbe opferst! Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in deiner Weigerung gegen eine Verbindung unserer Kinder Josephs Armut als Hauptursache erkenne.“

Ein böser Blick aus den Falkenaugen des Bruders traf Frau Josepha.

„Auch das — auch das!“ rief er giftig. „Meinst du, ich habe die paar Kronen zusammengespart, damit so ein Hungerleider darüber herfällt? Nein — ich bin kein Freund von schroffen Gegensätzen.“

Er verschränkte die Hände auf dem Rücken und ging mit langsamem Schritten durch das große Zimmer.

Josepha war aufgestanden. Sie stellte das Frühstücksgeschirr zusammen. Leise klirrten die Tassen in ihrer Hand. Die große Enttäuschung dieser Stunde ließ ihre Pulse zittern.

Der Forstmeister war endlich an seinem Schreibtische stehen geblieben. Er nahm ein Schreiben auf und ging damit zu seiner Schwester:

„Da lies!“ Er hielt ihr den Brief hin. Zögernd griff sie danach und drehte ihn unschlüssig in ihren Händen hin und her.

„Dies nur!“ drängte er sie. Jetzt entfaltete sie das Schreiben und sah nach der Unterschrift.

„Ihre ergebene Drzi,“ las sie.

„Ah,“ rief sie, erstaunt aufsehend. „Die Drzi — was schreibt sie dir denn?“

„Dies nur, da wirst du es ja erfahren!“

Nach hielt Josepha den Brief ungelesen in der Hand. Der Name „Drzi“ rollte ein Stück Leben vor ihr auf. Baronin Drzi war eine Jugendfreundin ihrer Schwägerin Peppi. In einer Dresdener Pension hatten sich die beiden kennen gelernt. Alljährlich waren sie dann für kurze Zeit zusammengelommen und hatten das alte Freundschaftsband immer fester geknüpft. Erst die Ehe trennte sie äußerlich. Peppi wurde die Gattin Karstens, Gisela von Buton heiratete den reichen Grafen Drzi. Nach Rosas Geburt hatten sich die beiden Frauen zwar noch einmal in Wien getroffen. Dann kam aber der Tod und machte den unlöslichen Strich durch die Freundschaft. — — —

Josepha begann endlich das zarte, nach Veilchen duftende Schreiben zu entfalten. Was mochte die elegante Frau ihrem Bruder zu sagen haben?

„Werter Gatte meiner unvergesslichen Peppi!“ Eine lange Zeit ist verstrichen, seit wir uns das letzte Mal gesprochen haben. Die Hand des Schicksals hat uns schwer getroffen, hat uns unser Liebste geraubt lange vor der Reife! Hat uns einsam gemacht für unser Alter. Ja, einsam, lieber Freund, trotz unserer Kinder! Ach, sie sind flüchtige Gäste im Hause der Eltern, wenn sie unseren Händen entwachsen sind! Vielleicht ist es mit Mädchen anders; aber Söhne? Niemals hat mir mein Sohn den Mann vergessen lassen können, der so früh von mir gegangen ist! Nie . . . Es gibt Mütter, die ihre Kinder über alles stellen. Ich vermag es nicht. Ist's Sünde, mag mir Gott verzeihen.

Ich habe meinen Sohn, der im Heere dient, nur selten gesehen. Jetzt hat er seinen Abschied genommen. Wir haben Adamhof geerbt, wollen es selbst bewirtschaften . . . sind nun Ihre nächsten Nachbarn, hoffentlich gern gelittene . . .

Im Andenken an meine arme Peppi, die auch so jung hat sterben müssen, will ich meinen Besuch bei Ihnen ganz zwanglos machen — wie es immer zwischen mir und Peppi üblich gewesen. Ich habe einen der nächsten Tage dazu ausersehen und hoffe nicht zu stören.

Grüßen Sie mein kleines Röschen! Wenn Sie der Mutter gleicht, hat sie sich gut entwickelt. Ich bin recht neugierig. Auf Wiedersehen also! Wird sich Frau Josepha wohl meiner noch erinnern?  
 Ihre ergebene Drzi.

Was war in dem

Briefe, der schon ein paar Tage alt war, so Sonderbares, daß Josepha ihn wie starr in ihren Händen hielt? Sie kannte diese alte Freundschaft, die ohne Falsch gewesen war. Wie natürlich war wohl der Wunsch der Baronin, Peppis Tochterlein kennen zu lernen! Und doch, es lag etwas zwischen den Zeilen, das sie ängstigte.

„Ich meine, der Besuch wäre besser unterblieben!“ Damit gab sie dem Bruder den Brief zurück. „Peppi ist tot und somit das Band zerrissen, das in jene Kreise führte. Unser Röschen wird nie dahin passen, und du . . . und ich . . .“ Sie brach ab und sah an ihrem schlichten Kleide herab.

Karsten steckte den Brief ein.

„Die Drzi ist eine feingeistige Frau, die



Generalmajor Groener.

Der bisherige Chef des Feld Eisenbahnwesens, wurde mit der Stellvertretung des neuen Lebensmitteldiktators betraut.

wird mein Röschen schon verstehen. Ich meine, ihr Umgang kann dem Mädchen nicht schaden. Uebrigens vergiß nicht, einen ordentlichen Nachmittagskaffee zu brauen — vielleicht bleiben sie auch zum Nachtmahl. Mach' dich nicht lumpig, — aber zu süppig brauchst du es auch nicht zu geben. Sollte Wein nötig sein, gib mir einen Wink, — denn die Kellerschlüssel gebe ich nicht aus der Hand. Gelegenheit macht Diebe.

Seufzend nahm Frau Josepha den Schlüsseltorb an sich. Welch ein Tag war das heute! Wie viele Hoffnungen hatte er ihr zerstört! Sie hörte vom Gange her Josephs lustiges Pfeifen, es schnitt ihr ins Herz. Sie wartete, bis sein Schritt verhallt war. Dann trat sie ihren wirtschaftlichen Gang an. Sie hätte jetzt mit Joseph nicht zusammentreffen mögen.

III.

Es kam Aufregung unter die Dienstuben in der Küche, als Frau Josepha Befehle erteilte, die einen unerhörten Angriff auf die Speisekammer und die jungen Hühner zur Folge hatten. Der alte Kutscher wurde auf den Turm geschickt, um Tauben zu holen, der Güterkub an die Donau, um einen Fisch zu bringen.

Röschen mußte Erdbeeren sammeln von den Beeten, die hinten im Küchengarten lagen, und Frau Josepha rührte eigenhändig den Teig, um die berühmten Luftkiffeln und Wiener Kringle zu backen. Es galt also eine große Kaffeeschlacht mit Nachtmahl. Das ließ hohe Gäste vermuten. Die Küchenseen rieten hin und her, bis eine das Richtige traf:

„Die neue Gutsherrschaft! Ja — ich weiß es. Ich habe gehört, wie der gnädige Herr mit der gnädigen Frau Schwester davon sprach.“

... das ein kostbares ... von Schnee zu Schnee ...  
 ... in dessen unterirdischen Gängen die „weiße Frau“ umging  
 und der Höllehund mit Augen groß wie Mühlräder auf der  
 Goldkiste saß. Du! Ein Gruseln lief über den Rücken der  
 Mägde. Jede wußte etwas von dem alten Schlosse zu erzählen.  
 Der letzte Besitzer war ein alter Sonderling gewesen, der an  
 totem Plunder hing und Kram auf Kram zusammenhäufte. Unter  
 dem Dachboden, im Keller, hinter verschlossenen Zimmertüren  
 sollten viele Kisten stehen, vollgepackt mit Naritäten. Jetzt war  
 der Mann tot und Adamhof hatte einen neuen Herrn erhalten.  
 „Einen jungen schönen Herrn“ — erzählte Suse, das Stuben-  
 mädchen. „Ich habe ihn gestern hier vorbereiten sehen!“

„Gib nur acht, Suse, daß die Schale ganz bleibt!“ mahnte  
 Frau Josepha, die eben eingetreten war. Sie warf einen sorgenden  
 Blick auf das alte holische Steingut, welches in künstlerischer  
 Ausführung eine Darstellung des „Apfel des Paris“ zeigte. Frau  
 Josepha war immer nervös, wenn sie eines dieser kostbaren  
 Stücke in den Händen der Mädchen sah.

Ihre Anwesenheit in der Küche hielt die lockere Zunge der  
 Mädchen in Bann und spornte zur Arbeit an. Eine Zeitlang  
 war nur das Geklapper von Töpfen und Pfannen, das Schlagen

... aus von Blumenbeeten und Waplerblumen ...  
 ... ihr Geschmeid gewesen, ihr eigenes kleines Reich.  
 „Altväterisch bis auf die Knochen,“ flüsternte der junge Guts-  
 herr seiner Mutter zu. Er ließ einen heiteren Blick über die  
 billigen Nippfächer, Reise- und Wallfahrtsandenken gleiten, die  
 überall herumstanden.

Die Baronin hatte nur das stille Lächeln dafür, das sie  
 immer der kleinen Peppi gegenüber gezeigt hatte, wenn ihre  
 Geschmiede weit auseinander gingen. Sie huldigte dem Grund-  
 satz des großen Preußenkönigs: Jeder solle nach seiner Fassung  
 selig werden.

Diese vornehme Gesinnung, die über kleine Alltagsdinge  
 hinweg sah, ließ sie leicht die Menschenwerte finden, die nicht  
 am Außern haften. So war ihre Zuneigung für das schlichte  
 Waldkind entstanden, das nun schon lange, lange dorthin gegangen  
 war, wo alle Unterschiede von groß und klein, hoch und niedrig  
 verschmelzen.

Mit leisen Worten machte sie ihren Sohn auf die prachtvolle  
 Aussicht aufmerksam, die sich vor ihren Augen ausbreitete. Die  
 offenstehenden Fenster gestatteten eine weite Fernsicht.

Von Au und Wald, zerrissenen, steinigten Ufern und leichten



Corpedoboot beim Durchbruch. Aufnahme von H. Sennede.

von Schnee und Sahne, das Prasseln der Buchenscheite im Herd,  
 das Zischen und Kreischen von Wasser, Speck und Butter und all  
 die kurzen Kommandoworte zu hören, die solch vielseitige Tätigkeit  
 zu begleiten pflegen. Ein feiner Rauchdunst mischte sich in den  
 Fischgeruch, der aus einer großen Pfanne stieg; jeder Luftzug  
 brachte köstlichen Obstduft mit. Ja — Frau Josepha verstand es,  
 trotz der geschlossenen Hand ihres Bruders, die Tafel reichhaltig  
 zu bestellen. Sie wälzte gerade die lodernen Ringelkrappen im  
 Eierschnee, als das Kreischen von Wagenrädern vor der Auffahrt  
 des alten Schloßes zu hören war.

„Mein — da sind sie schon!“ rief Suse erschrocken, riß eine  
 weiße Schürze vom Nagel, band sie eilig um, warf rasch einen  
 Blick in die spiegelnden Fensterscheiben und lief hinaus.

Mit zierlichen Knicken nahm sie einer hochmodern gekleideten  
 Dame verschiedene Tücher und Täschen ab und trat mit der  
 ehrfürchtigen Miene, die sie für alles hatte, was Rang und Reich-  
 tum aufwies, zur Seite, um die gnädigen Herrschaften vorbei zu  
 lassen.

Der Sohn führte die Mutter mit der ausgesuchten Höflichkeit  
 seiner Kreise. An der Schwelle des Salons empfing Josepha  
 die Gäste. Ein rasches Kreuzfeuer der Augen suchte den gegen-  
 seitigen Eindruck zu ergünden.

Baron Bela Orzi begrüßte sie und da ein wohlbekanntes  
 Bild oder Möbelstück mit seinem Lächeln. Ja, ja — hier hatte  
 die Zeit wenig geändert und der Salon mit seinem bürgerlichen

Söhnen begrenzt, zog die Donau ihr blauschimmerndes Band durchs  
 Lind. Langsam schwebte der Dampfer, der zwischen Wien und  
 Budapest verkehrt, auf dem windstillen Wasser. Man sah die  
 Menschen auf dem Deck in der flimmernden, dünnen Luft wie  
 schwarze Schatten hin und her gleiten, die einzige, sichtbare Be-  
 wegung in der schwülen Sommerglut, die alles Leben niederhielt.

Josepha, ein wenig unsicher sich bewegend in dem Bewußtsein  
 ihrer altmodischen Kleidung, ein wenig bedrückt durch die schwüle  
 Welle überfeinerer Lebenskunst, die mit den Gästen herein-  
 geströmt war, rückte die roten Nippstühle zum Fenster, lud mit  
 ihrer zarten Stimme zum Niedersetzen ein. Es war die gespannte  
 Stimmung unter den Menschen, die bei ungleichen Seelen bei  
 der ersten Begegnung häufig ist.

Der Forstmeister, der eben eintrat, zerriß die etwas gespannte  
 Stimmung durch seine frische, ungeschminkte Art. Er konnte  
 sehr liebenswürdig sein und wußte die Baronin in ein fesselndes  
 Gespräch zu verwickeln.

Josepha hatte weniger Glück mit dem Baron. Er verbarg  
 die tödliche Langeweile nicht. Es wollte kein rechtes Gespräch  
 in Gang kommen. Josepha war zerstreut, eine innere Unruhe  
 quälte sie. Sie horchte mit einem Ohr hinaus, während das  
 andere den Worten des Barons lauschte.

Rose — wo die nur wieder steckte! Jeden Augenblick konnte  
 sie auf der Bildfläche erscheinen. Ihre Neigung, in Stall und  
 Scheuer herumzufliegen, ihre Gleichgültigkeit für ihr Äußeres

konnte ich unliebste Ueberrassungen bringen. Das Mädel war in der Tat gar zu sehr Naturkind! Josephs Bruder hatte recht: es war hohe Zeit, ihrem Erziehungsmangel abzuhelfen, dem Kinde die Zwangsjade moderner Bildung anzulegen. Am besten geschah das wohl in einem Pensionat. Aber Rudolf rückte ja mit keinem Heller dafür heraus, und sie selbst hatte leider keinen Ueberfluß. Ihre Gedanken wandten sich wieder der Gesellschaft zu. Es hatte jemand den Vorschlag gemacht, den Park zu besichtigen, der eine geschichtliche Vergangenheit hatte. Wie im Traume erhob sie sich und folgte den andern, geängstigt von der Frage: Wo mag nur Rose sein? Sie hatte sie seit Mittag nicht mehr gesehen.

Rose lag in einer Hängematte, die in dem dichtesten Teil des Parks an zwei Bäumen hing; sie las. Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen verfolgte sie die Triumphe der Romanhelden, die über dem Boden irdischer Möglichkeit stehend, mit Körper- und Geistesgaben so reichlich ausgestattet waren, wie sie nur das Traumland kennt. Mit dem Heißhunger ihrer üppigen Phantasie berauschte sie sich daran.

Jetzt lag sie, die Hände unter dem Kopf verschränkt, still

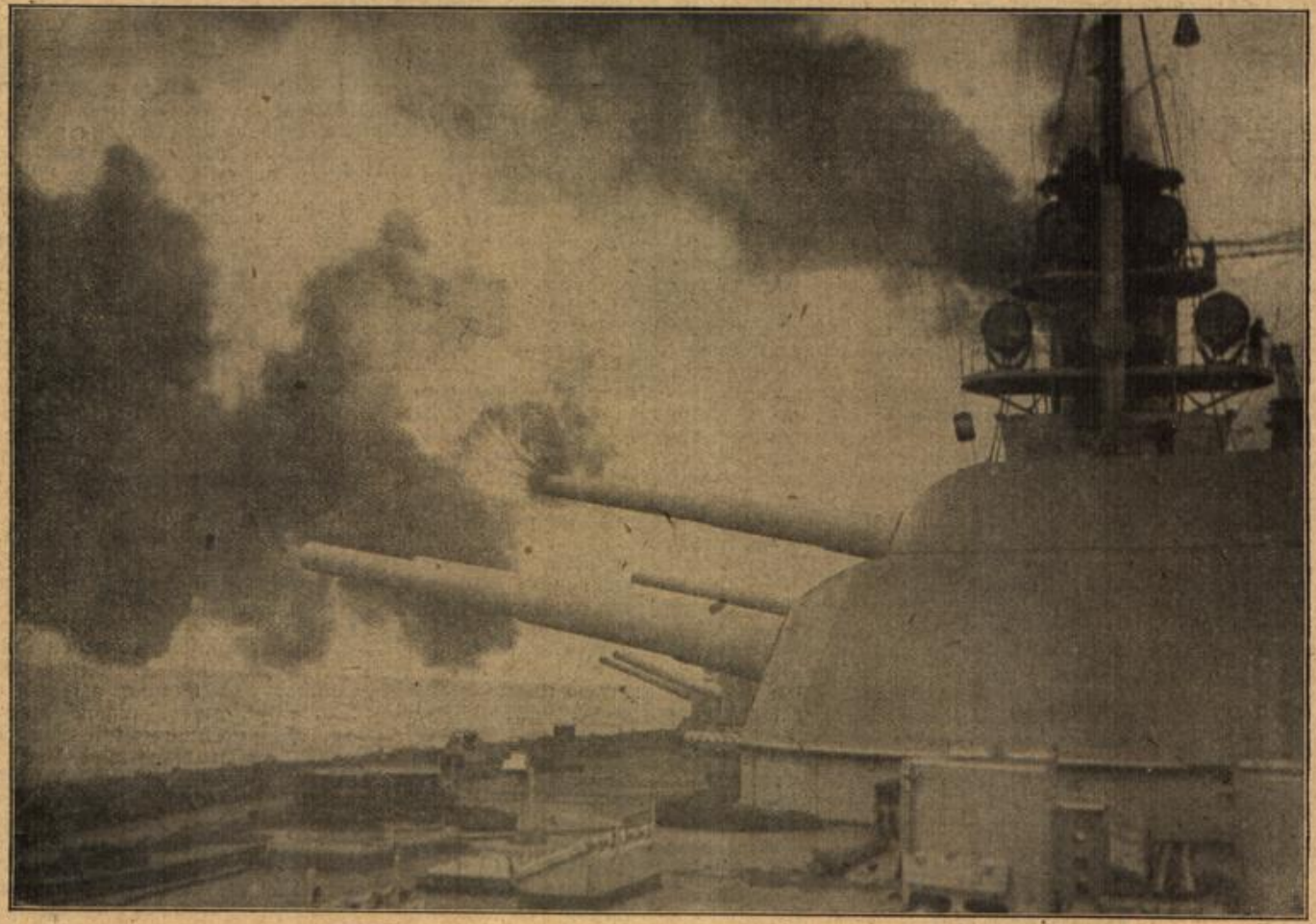
## Der Krieg als Mäßigkeitsapostel.

Von F. Nöhler.

(Nachdruck verboten.)

Unter dem mancherlei Guten, das uns der Krieg — neben manchen andern — gebracht hat, ist die teilweise ausgezwungene Enthaltensamkeit im Trinken zu begrüßen. Die Bierproduktion ist im ganzen Deutschen Reich eingeschränkt worden, aber nur in einem Maßstab, daß der Konsument das in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes gar nicht verspürt, während das von der Preiserhöhung nicht behauptet werden kann. Aber auch diese wird demaleinst vorübergehen, und der Kriegstribut, den wir nach dieser Hinsicht zu zahlen haben, wird wieder behoben sein. Es ist nicht übertrieben, wenn wir glattweg behaupten, d. h. angesichts der geringen Opfer, die wir zu tragen haben, daß die „innere Befechtung“ des Menschen in Deutschland in allgewohnter Weise weitergeht und in nichts beeinträchtigt wird.

Schlimmer, viel schlimmer, steht es bei unsern Feinden. Rußland hat den Anfang gemacht, indem die Herstellung und der Verkauf, sowie auch der Genuß des Wodkas verboten



Schwere Schiffsgeschütze beim Feuern. Aufnahme von H. Sennede.

in der Matte und blickte traumverloren in das grüne Laubdach über sich, das wuchernder Efeu gebildet hatte. Von dem feuchten Boden war er an den Bäumen hinaufgeklettert, hatte ihm und jenen alten Niesen das Herzblut ausgesaugt in innigster Umschlingung. Dürr und traurig ragten die Wipfel aus dem glänzenden Blattwerk. Rose sah das nicht, sah nicht die alten Baumleichen, die nur der zähe Saft des Efeus vor dem Sinken schützte, sah nicht die kriechende, moderne Gier des Scharozers. Ihr Geist war nach innen gerichtet, ergöhte sich an den Gebilden ihrer Phantasie, die aus der grauen Druckerchwärze vor ihr aufgestiegen waren.

So überhörte sie auch das leichte Schreiten und Plaudern herannahender Menschen und bemerkte dieselben erst, als sie unmittelbar vor ihr standen.

Mit aufgerissenen Augen starrte sie den Baron an. So — genau so hatte sie sich den Helden des eben gelesenen Romans gedacht, so schlant und biegsam, so dunkeläugig blickend! Wie sonderbar das war! Plötzlich übergoß sich ihr Gesicht mit hoher Röte. Der junge Herr da vor ihr, im tabellosen Gesellschaftsanzuge, hatte sie ja schon am Morgen im Walde gesehen. Er hatte ihrem Phantasiemalmodell gestanden!

(Fortsetzung folgt.)

und hohe Strafen auf diese Gesetzesübertretung gesetzt wurden. Wer da weiß, welche Rolle der Wodkagenuß im russischen Volke spielt, wird das Opfer ermessen können, das das Volk dem Staate zuliebe bringt, und wenn die Revolution ausbrechen sollte, dann wird der Grund hierzu mehr im Verbot des Schnapsgemusses zu suchen sein, als in den andern Kriegsopfern. Auf Rußland folgte England, wo der Ausschank und das Feilhalten von Whisky und Brandy ganz gehörig beschnitten wurden. In den meisten Gegenden und Städten wird Sonnabends und Sonntags überhaupt kein Whisky ausgeschenkt, und denen, die sich an Bier schadlos halten wollen, hat man einen Kiesel vorgeschoben, indem das Bier derart dünn eingebraut ist und unter Alkoholmangel leidet, daß Kenner behaupten, das heutige englische Bier unterscheidet sich vom Wasser nur durch die Farbe. Leuten, die in den Munitionsfabriken arbeiten, wird der Genuß von Alkohol geradezu zur Unmöglichkeit gemacht. Ein Leben ohne Alkohol ist für den englischen Arbeiter nicht wert, gelebt zu werden, und so vermag man die Leute nur unter der Bedingung an die Munitionsfabriken zu fesseln, daß man ihnen außerordentlich hohe Löhne zahlt.

Vald ist auch Frankreich gefolgt, und der französische Minister des Innern hat in der Kammer ein Gesetz zur Annahme gebracht,

über die Einfuhr von Wollstoffen und den Wollhandel während der Kriegsjahre. Danach sind die Wollwaren einzuzeichnen und zu verbieten, die für die Landesverteidigung arbeiten. Der Franzose aber, sei er Arbeiter oder Rentner, wenn er auf nüchternen Magen, vor dem Mittag und dem Abendessen nicht seinen Absinth, seinen „apertif“, den Appetitwecker, zu sich nehmen kann, ist der unglücklichste Mensch auf der Welt . . . und wem hat er das zu verdanken? Natürlich den verhassten „Boches“, denn die sind ja am ganzen Krieg schuld. Der Absinthteufel hat die Franzosen schon berart beim Schopf gefaßt, daß — überhaupt jetzt während des Krieges — ihm die Frauen in demselben starken Maße huldigen, wie früher die Männer. Welch verheerende Wirkung dem Absinth innewohnt, läßt sich ermessen, wenn man sich vor Augen hält, daß die Schweiz vor wenigen Jahren ein Verbot der Einfuhr von Absinth und ein strenges Schankverbot erließ.

Geradezu zu bedauern ist aber der „Muschit“, der russische Bauer, wie fast jeder Russe überhaupt, denn ohne Wodka glaubt er das Leben nicht ertragen zu können. Bisher forderte der Alkoholmißbrauch in Rußland Jahr für Jahr 200 000 Menschenleben. Wie soll der russische Bauer einen Festtag, eine Hochzeit oder ein Familienfest feiern, da es keinen Wodka gibt?! Er hört geheimnisvoll tuscheln, daß fern an der preussischen Grenze Hunderttausende russischer Söhne gefallen sind, das ist begreiflich, dafür ist Krieg . . . aber weshalb hat Väterchen den Wodka verboten? Der hat doch mit dem Kriege nichts zu tun, da er das Lebenselement des Muschit ist! Rußland hat sich übrigens durch das Schnapsverbot ins eigene Fleisch geschnitten, denn während früher alle Verordnungen und Gesetze beinahe glatt durchgingen, ist das heute nicht mehr der Fall. Der Bauer kriegt keinen Wodka mehr, und wie soll er da mit seiner Regierung und deren Verfügungen zufrieden sein?! Durch die Entziehung des Branntweins ist er nervös und verärger, schimpft auf Väterchen und habert mit seinem Gott. Er ist ein politischer Nörgler ganz gefährlichen Stils geworden. In seinem beschränkten Untertanenverstand denkt er zunächst, daß die „Kolaks“, die Dorfwohner, die ihm Geld zu hohen Zinsen vorstreckten, Schuld an dem Schnapsverbot seien, da diese hofften, nun eher zu ihrem Gelde zu kommen. Aber nun gerade nicht, denkt der Muschit, und Reibereien und Schlägereien sind in allen Dörfern an der Tagesordnung.

Ein Gutes hat das Schnapsverbot allerdings in Rußland schon gezeitigt, und das darf nicht hinweggeleugnet werden: die Landwirtschaft beginnt, sich um ein Geringes zu heben. Da der Bauer nicht mehr trinken kann, arbeitet er jetzt mehr, „um die Zeit totzuschlagen“ und die bitteren Gedanken zu verschonen. Den Konsumvereinen erblüht ein neues Leben und sie vermögen sich mehr zu entfalten, da der Bauer nüchterner und vernünftiger geworden ist. Die und da beginnt man sich für Zeitungen und die politischen Ereignisse zu interessieren. Die Zensur läßt ja die russischen Siege wie Pilze nach einem befruchtenden Regenguß aus der Erde schießen, und so vermag der Muschit sich gelegentlich über sein Elend hinwegzutrosteln. In manchen Gegenden hat man sogar schon Kinotheater errichten können, an die früher, da der Wodka noch regierte, kein Mensch dachte. Der russische Bauer ist geistig lebhafter und entwicklungsfähiger geworden, alles dies durch das Schnapsverbot, das der Krieg heraufbeschworen hat. Aber es ist zu befürchten, daß die herausdämmende geistige Regsamkeit den russischen Behörden bald un bequem werden wird, und da ziehen es diese schließlich vor, dem Wodka lieber wieder seinen Lauf zu lassen, vielleicht schon, ehe noch der Friede dem Lande aufgezwungen sein wird.

## Montenegro.

Von J. v. Prim.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Waffen des Montenegriners sind sein Hauptschmuck, von ihnen trennt er sich weder zu Hause, noch in der Kirche, oder auf der Straße. Man sieht ihn sogar damit im Lesezimmer sitzen. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß man ein Volklesezimmer fast in jedem größeren Dorfe vorfindet. Bildungstrieb ist also vorhanden. Der Lehrer trägt sogar seine Waffen während seines Unterrichtes; um seinen Schülern eine größere Freude zu machen, schießt er zuweilen während des Unterrichtes mit dem Revolver zum Fenster hinaus, oder zeigt ihnen einige Fechtkünste mit seinem Krummsäbel. Waffen und goldgestickte Kleider sind des Montenegriners einziger Luxus. In keinem Lande gibt es verhältnismäßig eine solche Menge Schneider, welche auch immer sehr beschäftigt sind.

Sehr primitiv ist die Wohnstätte des Crnogoren. Als Fußboden dient die festgestampfte Erde. In dem weiten Raume, in dem man von der Straße tritt, bemerkt man gleich eine Hürde, in welcher sich einige Schafe und Ziegen befinden. Neben dieser ist aus Ziegelsteinen ein Herd gebaut, von der Decke hängt eine lange Stange, an welcher sich der Kochkessel befindet. Wie in Slavonien und Kroatien sieht man auf diesen Hütten keinen Schornstein. Der Rauch sucht sich seinen Weg durch die beiden Giebelwände, welche

nur aus Weibengestalt bestehen. Von dem Wohnraum ist durch eine Bretterwand das Schlafzimmer getrennt. Während in Slavonien die Bäuerinnen stolz auf ihre hohen Federbetten sind, gewahrt man hier nur einige Pflichten, auf denen loses Stroh und einige schmutzige Decken liegen. In diese wickeln sich abends die Familienmitglieder. Die Kinder rollen sich wie Kläpchen in ihre Decken ein. Wegen des fortwährenden Rauches in den Hütten leiden Kinder und Erwachsene auch viel an den Augen, doch trägt die schirmlose Kappa auch ihren Teil dazu bei, weil sie gar nicht vor der Sonne schützt. Zwar sind in letzter Zeit auch viele zweistöckige Häuschen erbaut worden, aber im Innern des Landes haufen die Bewohner vielfach noch in Höhlen.

Einen eigentümlichen Anblick bieten in den kleinen Wirtshäusern die Albanesen, welche abseits von den Tischen sitzen und Zigaretten drehen. Sie tragen enge, weißwollene Hosen, welche mit schwarzer Nise besetzt sind. Die weißwollene Weste ist mit Hornknöpfen, die mit Silber verziert sind, geschmückt. Dazu tragen sie ein feines Hemd mit weiten Ärmeln und einen weißen Fetz. Sie sehen kaum von ihrer Arbeit auf und drehen mit ungläublicher Geschwindigkeit ihre Zigaretten aus dem goldgelben Tabak, den sie zollfrei als Schmuggler ins Land bringen. Der Wirt mietet sich auch oft solche Albanesen, die für ihn einen Vorrat Zigaretten herstellen müssen.

Cettinje, das man mit dem prunkvollen Namen Hauptstadt belegt, ist ein kleines Nest mit einigen langen Straßen, an denen kleine zweistöckige Häuschen stehen und einigen Quergassen. Es liegt in einem Taltefel. Einige größere Gebäude heben sich vorteilhaft aus diesem Häusergewirr ab. Im Süden der Stadt liegen die fürstliche Residenz, das Schloß eines Prinzen, ein Mädchenpensionat und das Hotel Buletic. Im Westen erblickt man ein Kloster, in dem einige griechisch-katholische Mönche ein beschauliches Leben führen. Im Osten liegt die große Kaserne und das Theater. Im Norden macht das große, österreichische Gesandtschaftshotel einen sehr vornehmen Eindruck. Das Pensionat ist von den Damen der russischen Kaiserfamilie gegründet worden und wird auch von diesen unterhalten. Von dieser geistigen Pflanzstätte aus wird die Hebung des weiblichen Geschlechtes in diesem Lande begonnen.

Das fürstliche Palais ist ein einfaches, geräumiges Bürgerhaus. Nach der Straße ist ein Balkon und einige Stufen führen zum Tore, über dem sich ein Vordach aus Zinkblech wölbt. Vor dem fürstlichen Palais wird natürlich auch Wache gehalten, aber die Soldaten sitzen gewöhnlich bequem auf den Bänken, und doch gehören sie im Kriege zu den tapfersten Soldaten der Welt. Um ihnen die Langeweile des Dienstes ein wenig zu kürzen, kommt auch zuweilen die Landesmutter herab und unterhält sich gnädig mit ihnen.

Der Fürst hielt, wie einst Karl der Große, seine Gerichtssitzungen im Freien unter einer prächtigen, weithin Schatten spendenden Ulme ab. Er ist eine imponierende Erscheinung und war in jüngeren Jahren sehr kräftig und gewandt, so daß man ihn zu den berühmtesten Wärenjägern der Schwarzen Berge zählte. Er suchte sein Volk in jeder Hinsicht zu heben und hing doch an den einfachen Sitten seines Landes. Nikita wird von seinem Volke als Held, Dichter und Sänger gefeiert. Zwar reichen seine dichterischen Werke nicht an diejenigen seines großen Vorgängers Peter II. heran. Er sang und dichtete von der Herrlichkeit des alserbischen Reiches; dessen Glanz wieder aufzusehen werde. Armer Nikita, deine hochfliegenden Pläne kannst du nun in deiner Villa bei Lyon als Gefangener der Bundesbrüder überdenken!

Seinen Soldaten ist zu einem anderen Tanze von den österreichischen Kanonen aufgespielt worden, als zu dem in Montenegro so beliebten Schwertertanze. Dieser malerische Tanz wird mit Handjar und Revolver aufgeführt. Zwei Männer springen auf. Der eine zieht den Handjar, der andere den Revolver aus dem Gürtel. Mit der blitzenden Klinge werden einige schnelle Hiebe in der Luft ausgeführt, der andere schießt in kurzen Pausen mit dem Revolver schräg in die Luft. Dann tanzen sie schießend und fechtend schräg aneinander vorüber wie bei der Quadrille, heben sich blitzschnell auf die Fußspitzen und wirbeln sich rund wie Ballett tänzerinnen. Dabei jauchzen sie und schmalzen mit der Zunge und den Fingern der freien Hand. Dann fallen sie sich in die Arme und küssen sich herzlich. Später tanzen mehrere Paare. Immer lebhafter blißen die Augen, rascher werden die Bewegungen, lauter das Jauchzen und Schreien. Das Schnalzen und Schießen verursacht einen Höllenlärm. Die blanken Klängen schwirren blitzschnell durch die Luft und jausen haarscharf neben dem Haupte des Partners nieder.

Wie in Slavonien, Kroatien und Serbien wird aber auch der Kolo, das Rad, getanzt, und zwar Sonntag morgens auf dem Kirchplatze vor dem Hochamte. Es ist ein Kriegstanz. Die Mädchen schlingen sich ein buntes Taschentuch um die Taille; die Burschen fassen hinter diesen Gürtel und dicht aneinander gedrängt drehen sie sich mit den Mädchen im Kreise. Sie singen dabei ein monotones, schwermütiges Lied.

Eine eigentümliche Rolle spielt der Kuß in diesem weltfernen Ländchen. Er ist der übliche Vertrauensgruß. Man glaubt, in Abrahams Zeiten verfeßt zu sein. Der Hausherr küßt seinen Gast beim Eintritte ins Haus und ebenso beim Abschiede,

Sie bringt am Morgen dem Gaste das Waschwasser und schüttet es ihm in die hohlen Hände. Dann wäscht er sich über dem Waschbecken und es folgt noch ein zweiter und dritter Guß. Hierauf reicht sie ihm das mit eigener, kunstfertiger Hand gestickte Handtuch zum Abtrocknen hin.

Mehr empfänglich als für Liebe ist der Montenegriner für Freundschaft. Wenn zwei junge Mädchen, oder zwei Jünglinge große Zuneigung zu einander haben, dann schließen sie Wahlbrüderschaft, oder Wahlschwesterschaft. Sie gehen zusammen zur Kirche und lassen ihren Freundschaftsbund vom Priester segnen. Es kommt höchst selten vor, daß ein Wahlbruder dem andern untreu wird. Sie opfern für einander Hab und Gut, sogar das Leben. Wenn diese Wahlbrüder Arm in Arm durch die Straßen gehen, machen sie einen idealen Eindruck. Man findet sie ebenso in Dalmatien, Kroatien und Slavonien. Oft sieht man Gruppen dieser jungen Leute, welche wie unsere „Wandervögel“ ihre heimatischen Lieder zur Begleitung der Gusla (einseitigen Geige) singen. Die Gusla ist das Nationalinstrument der Südslaven. Sie wird meist von Blinden gespielt. Ist in einer ärmeren Familie ein blinder Knabe, so wird er in den Wald geführt und lauscht dort den Naturtönen, was die Bäume des Waldes, der säuselnde Südwind und der heulende Orkan ihm vorsingen, weiß er bald der Saite seiner Gusla einzuhauchen.

Ganz urwüchsig ist auch das Leben in den Kaffee's. Am Büfett steht der Wirt, welcher auch zugleich Kellner ist. Er sucht die Flämmchen an einigen Spiritusföchern, auf denen in kleinen Männchen schwarzer Kaffee gebraut wird, nach. Ein Landbewohner nach dem anderen kommt herein, setzt sich hin, ohne etwas zu fordern. Der Wirt bleibt ruhig am Büfett und fragt weder nach ihrem, noch nach der Fremden Begehr. Er nähert sich den Gästen erst, wenn diese klopfen. Dann bringt er auf blühender Platte ein reines Kaffeekännchen, eine kleine Porzellan tasse, ein Glas Wasser und eine türkische Zigarette. In diesem glücklichen Lande gibt es also im Kaffee keinen Trinkzwang; man kann sich dort unterhalten, ohne Geld zu verzehren. Weder der Kellner, noch der Wirt nehmen ein Trinkgeld an, sondern schieben es stolz zurück.

Cettinje besitzt auch ein Gefängnis. Es sind einige niedrige, einstöckige Häuser. Vor denselben liegt ein großer, freier Platz. Hier spazieren die Herren Gefangenen umher. „Herren“ kann man sie mit Recht nennen, da sie ihre Ketten wie einen Schmud tragen. Einer trägt sie vom Handgelenk zum Fuß, der andere an beiden Füßen. Diese haben die Kette mit einem Stride am Gürtel befestigt. Zwischen ihnen sitzen Marktweiber, welche Körbe voll Trauben, Feigen, Brötchen und Eiern zum Verkaufe anbieten. Wenn man länger hinsieht, entdeckt man erst einige Aufseher, die wie andere Montenegriner ihre Waffen im Gürtel tragen und gemächlich umherschlendern. Die Gefangenen dürfen jeden Tag, so lange sie wollen, dort spazieren gehen. Schwere Verbrechen werden gleich mit dem Tode gestraft. Die meisten sind in Haft genommen wegen einer Rauferei. Man kennt keine Verbrechen gegen die Sittlichkeit; es wird auch wenig gestohlen. Der Dieb wird von allen verachtet. Wird an einem Markttage mal etwas gestohlen, so hat die ganze Stadt keine

...erhalten, die sich mit seiner Beute aus Beute gebracht in ...  
...erhalten, die sich mit seiner Beute aus Beute gebracht in ...  
...erhalten, die sich mit seiner Beute aus Beute gebracht in ...

In Montenegro ist wie in Albanien und Dalmatien der Mädchenraub und die Blutrache nicht selten. Wie der Dalmatiner, raubt der Montenegriner die Geliebte, deren Hand ihm von den Eltern oder Verwandten verkauft wird. Im wilden Ritte, mit der Pistole in der Hand, bringt er seine schöne Beute in Sicherheit. Er übergibt sie seiner Mutter, oder einer älteren Verwandten, die seine Braut wie eine eigene Tochter bewachen müssen. Er vergreift sich in sittlicher Hinsicht nicht an dem Mädchen, wie es der Albanese tut. Die Braut ist ihm heilig, bis er mit ihr vor den Altar tritt.

In Montenegro herrscht ebenso wie in Korsika noch die Blutrache. Blühschnell zuckt der Handschar, wenn er sich in seiner Ehre verletzt glaubt. Die ganze Familie des Getöteten schwört der des Gegners blutige Rache. Dann beginnt sofort ein gewaltiges Morben, wenn nicht einige besonnene Familienglieder einen Waffenstillstand von den Verwandten des Ermordeten erlangen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Münchener Möbel in Ostpreußen, Musterzimmer der Münchener Ostpreußenhilfe, Schlafzimmer. — Entwurf von Architekt Ed. Pfeifer.

## Unsere Bilder

Leutnant Radkow, der Eroberer der Panzerfeste Baux. Nach Einnahme der Panzerfeste Douaumont hat Baux seit der ersten Märzwoche eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des Kampfes vor Verdun gespielt. Auf dem Rande der östlichen Maashöhen südöstlich von Douaumont gelegen, hatte nach dessen Fall die Feste Baux die Rolle des Stützpunktes im Verteidigungssystem der Nordostfront von Verdun übernommen. Durch überraschenden Angriff bereits einmal in deutschen Besitz gelangt, mußte das Fort vor feindlicher Uebermacht vorläufig wieder aufgegeben werden, befindet sich aber nun seit Anfang Juni

fest in unseren Händen. Und zwar war es die erste Kompagnie des Paderborner Infanterieregiments, die unter Führung des Leutnants Radkow am 2. Juni siegreich in die Feste eindrang, wirkungsvoll unterstützt von Pionieren eines Reserve-Pionier-Bataillons. Den Erstürmern folgten bald andere Teile der ausgezeichneten Truppe, doch hielten sich in den unzugänglichen unterirdischen Kasematten noch Reste der tapferen französischen Besatzung, die dann nach mehrtägiger förmlicher Belagerung und nach dem Scheitern aller Entsatzversuche zur Übergabe gezwungen wurden. Neben den Paderbornern haben sich andere Westfalen, ferner Lipper und Ostpreußen bei diesen Kämpfen besonders ausgezeichnet. Der „Held von Baux“ aber bleibt Leutnant Radkow, der vom Kaiser durch den Orden Pour le mérito ausgezeichnet wurde. Der jugendliche Offizier, dessen Leutnantspatent vom 16. Juni 1913 datiert, stammt aus dem pommerschen Städtchen Treptow an der Rega, wo sein Vater Mühlenbesitzer und Rathsherr ist. Er war, als das Regiment aus der Paderborner Garnison Abschied nahm, einer von dessen jüngsten Offizieren, um so größer war seine Figur, die durch ihren schlanken Wuchs allgemein auffiel.

## Spruch.

Wer Wahrheit will bekennen,  
Darf ihr die höchste Weihe nicht entziehen:  
Den Ruhm des Mutes, den die Wahrheit gibt.

Gustow.

**Sprüche.**

Ohne Jesus ist jede Abgeschlossenheit ein Getümmel; mit Jesus ist es an jedem Orte ruhig und ergötlich. Süßer ist es mit ihm am Kreuze, als ohne ihn im Paradiese zu sein.

O, wie viele Freuden,  
Wenn man sie, bescheiden,  
Nicht verschmäht,  
Sind, wohin wir wallen,  
Überall uns' allen  
Hingefät!

**Bulgarische Weine.** Mancher wird vielleicht den Kopf schütteln, wenn er diese Ueberschrift liest, und doch ist es unsere Pflicht, gerade in der Gegenwart auf Bulgarien als Weinland hinzuweisen und unserem Bundesgenossen auch hierdurch zu helfen, wirtschaftlich emporzukommen. Bulgarien hat als Weinland eine Zukunft. Der „alte Wein“ mündet, nach dem Urteil der Kenner, ganz vortrefflich. Sein Geschmac hält etwa die Mitte zwischen altem Ungar und Lacrimae Christi, seine Farbe ist rotgold. Nach unseren Begriffen ist auch der Preis mäßig. Wenn jüngere und daher billigere Weine im Geschmac ebenso unbestimmbar wie in der Farbe sind, so liegt es wohl zunächst an der Sorte, in der Hauptsache aber sicher an der höchst mangelhaften Behandlung. Ein anderer Wein wiederum, wie der „schwarze“ oder „weiße“ Barna-Wein erinnert im Geschmac lebhaft an guten italienischen Rotwein. Auch der weiße Landwein ist nicht nur billig, sondern auch gut, nur nicht eben leicht. Wenn der bulgarische Mittelstand sich im allgemeinen auch mehr an Kaffee und Tee hält, so läßt er sich doch in einfacheren Lokalen ein Viertel vom Faß vorsetzen zu 30 bis 40 Centimes. Nach einer Statistik kostete im Jahre 1887 ein Liter Bulgarenwein durchschnittlich 0,26 Franken. Seit 1890 bewegten sich die Preise zwischen 0,30 und 0,64 Franken. Neuerdings läßt sich eine ziemliche Aufwärtsbewegung feststellen: 1909: 0,47, 1910: 0,56, 1911: 0,70, 1912: 0,83 Franken.

Das bulgarische Weinland umfaßte vor dem Krieg 61 500 Hektar, gleich 1½ Prozent des ganzen in Kultur befindlichen Bodens. Davon entfielen auf den Bezirk Philippopol rund 18 000, Burgas 8000, Stara-Zagora 7709 und Barna etwa 6000. Am unbedeutendsten war der Weinbau im Bezirk Sofia. Wenn nun auch seit 1906 die Weinbaufläche bedeutend zurückgegangen ist, so war dasselbe doch nicht der Fall auch mit der Ernte. Ihr

Wert war sogar gestiegen. Dieser belief sich 1912 auf 56 Millionen Franken oder 7,25 Prozent vom Gesamtwerte der bulgarischen Ernte, zugleich der höchste Durchschnittsvertrag aller Kulturen vom Hektar. Der hohe Durchschnittswert der bulgarischen Weinberge läßt den Schluß zu, daß eine rationelle Kultur unter planmäßiger Bekämpfung der Schädlinge sehr wohl ertragreich gestaltet werden könnte, zumal wenn es den Bulgaren gelingt, auf dem Weltmarkte Freunde des Balkanweines zu gewinnen, denn in der bulgarischen Ausfuhr spielt der Wein keine nennenswerte Rolle, und zwar wohl hauptsächlich infolge Mangels an weltmarktfähiger Behandlung. Gerade in der Gegenwart vermag sich nun der bulgarische Wein leicht Freunde zu erwerben. Seinem Charakter entsprechend, wird er namentlich als Wettbewerber der

zunehmen. Die Temperatur von 8000 Grad wurde an einer Vogenlampe erzielt, die in ein Gefäß eingeschlossen wurde, das einen Druck von 30 Atmosphären auszuhalten vermag. Schon bei 23 Atmosphären werden 8000 Grad erreicht. Gelingt es, die Vogenlampe auch unter noch höherem Druck zum Brennen zu bringen, so würde die Temperatur noch weiter steigen. Vergleichsweise mag angeführt werden, daß im Lichtbogen einer Vogenlampe von 1 Atmosphäre eine Temperatur von 4200 Grad herrscht. Die Wolframlampe brennt mit 2450 Grad, die Kohlenfadenlampe mit 2210 Grad und der Bunsenbrenner mit 1780 Grad. Durch die Erhöhung des Druckes wird die Kohle an den beiden Polen der Vogenlampe verflüssigt. Auf ähnlichem Wege ist es Professor Lummer auch gelungen, die Sonnentemperatur herzustellen. Bei der Annahme, daß die Sonne wie glühendes Platin strahle, ergaben sich so merkwürdig gut übereinstimmende Ergebnisse, daß nicht nur die Temperaturbestimmung, sondern auch die Strahlungsgeetze betwiesen werden konnten.



Die Münchener Möbel in Ostpreußen, Musterzimmer der Münchener Ostpreußenhilfe. Wohnküche. — Entwurf von Architekt Ed. Völker.

italienischen Weine erfolgreich auftreten können. In Deutschland wird nun nach dem Kriege sehr geringe Reigung vorhanden sein, Italien wieder wirtschaftliche Vorteile zuzuschancen, wogegen man den bulgarischen Wirtschaftserzeugnissen den Markt so weit öffnen wird, wie die eigenen Interessen der deutschen Produzenten es zulassen. Wir wollen den neuen Bundesgenossen wirtschaftlich fördern, um ihn dadurch zugleich politisch-militärisch zu stärken und zu einem kaufkräftigen Abnehmer deutscher Industrieerzeugnisse zu machen.

**Die Herstellung hoher Temperaturen.** Die neuesten Forschungsergebnisse haben festgestellt, daß die Temperatur der Sonne 6000 Grad beträgt, und daß ihre Strahlungseigenschaften denen des glühenden Platins nahekommen. Dem Breslauer Physiker Professor Dr. Lummer ist es nun gelungen, Temperaturen von 8000 Grad herzustellen und damit die Sonnentemperatur noch um 2000 Grad zu übertreffen. Ja, nach Lummers Ansicht besteht kein Grund, für die Herstellung hoher Temperaturen nach obenhin eine Grenze an-

**Trostlose Lage.**

Stromer: „Seit acht Tagen habe ich kein warmes Essen in den Leib getriegt, Lude, — ich wäre imstande, 'ne Millionärin bloß ums Geld zu heiraten!“

**Zubiel auf einmal.**

Freundin: „Aber, liebe Ida, wein' doch nicht so, das überwindet man. Mir ist auch neulich mein Bräutigam untreu geworden.“ — Ida: „Aber mir — — — zweie — — — zu gleicher Zeit!“

**Glückliche Ehe.**

„So, Ihre Kusine hat sich verheiratet?“

Wie ist denn ihr Mann?“ — „Ein sehr netter Mann! Er spricht immer gerade so, wie — seiner Frau der Schnabel gewachsen ist.“

**Der bissige Pädagoge.** Älteres Fräulein: „Man sagt, Sie seien so streng und ernst.“ Da möchte ich nicht Ihre Schülerin sein, Herr Oberlehrer.“ — Oberlehrer: „Ich könnte Sie auch nicht aufnehmen; die älteren Jahrgänge unterrichtet nämlich mein Kollege Müller.“

**Rästel.**

Den Wolken nahe wohnt es und dem Winde;  
Auf seinen Wink erkrachen Feuerschlünde;  
Des Durst'gen Kehle labt's mit seinen Güssen;  
Ein Hofmann ist's, mit Sporen an den Füßen.

**Auflösung des Rästels in voriger Nummer:**  
Feldmesser.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Geht vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur L. Kellen, Bredebeck (Nubr). Gedruckt u. herausgegeben von Kreddebeck & Koenen, Essen (Nubr).